



## Eine schwedische Ehe.

(Aus dem Schwedischen.)

(Fortsetzung.)

„Es ging am anderen Tage Alles nach meinem Wunsche. Unsere Berathung war zeitig beendet. Mittags speisten wir bei dem Gouverneur und ich konnte gleich nach aufgehobener Tafel aufbrechen, um noch zeitiger nach Hause zu kommen, als ich versprochen hatte. Ich machte mich vergnügt auf den Weg, meine Gedanken eilten mir voraus und ich sah mich im Geiste schon neben meiner treuen Marie sitzen. Bei der Bewegung eines Weges riß aber der Strang eines meiner Pferde, fern von jeder Wohnung, wo ich also keine Hilfe finden konnte. Ich brauchte eine gute halbe Stunde, um mit Hilfe meines Kutschers den Schaden wieder auszubessern. Etwas weiter hin brach der Vorstecknagel an einer Achse und ich mußte nochmals aussteigen. Der Kutscher ging an einen Baum, um einen Ast abzubrechen und denselben so zurecht zu schneiden, daß er die Stelle des Holzens vertreten konnte. Da mir die Arbeit zu lange dauerte, so wollte ich unterdeß zu Fuße weiter gehen; der Kutscher aber stellte mir so eindringlich die Langweiligkeit und Beschwierlichkeit des Weges vor, daß ich mich bereuen ließ und blieb. Endlich ging es von Neuem weiter. Ich selbst trieb die Pferde an und schalt den Kutscher wegen seines langsamen Fahrens aus. Schon konnte ich wegen der Unfälle, die uns aufgehalten hatten, zu der versprochenen Zeit nicht ankommen, wollte aber doch wenigstens Alles aufbieten, um die verlorene Zeit so viel als möglich einzubringen. Zum Unglück verirrte sich der Kutscher nun auch noch, damit das Unglück voll werde. Ich bemerkte es erst, als wir wohl schon eine Stunde weit auf falschem Wege gefahren waren. Wir befanden uns in einem Walde und es war bereits Nacht geworden; wir mußten umkehren und im Dunkel den rechten Weg suchen. Ich befand mich in einer wahrhaft fieberhaften Aufregung und mein Zorn und meine Klagen steigerten nur die Verwirrung und Unentschlossenheit meines Kutschers.

Um es kurz zu machen, es war zwei Uhr nach Mitternacht, als wir mit unsern ganz ermatteten Pferden am Anfange der Allee ankamen, die zu meiner Wohnung führte. In dem blaffen Lichte des Mondes, der von den Wolken halb verschleiert war,

bemerkte ich am Fuße eines Baumes eine verhüllte und unbewegliche Gestalt. Es war Marie. Ich eilte in ihre Arme und mein Gesicht wurde von ihren Thränen überströmt; sie zitterte wie ein Espenlaub und ihre Glieder waren kalt wie Marmor. Ihr Kammermädchen befand sich auch da und hatte sich vergebens bemüht, sie zur Rückkehr in das Haus zu bewegen. Die arme Marie schenkte allen ihren Reden und Gründen kein Gehör. Sie stand da seit Mitternacht, bleich und zitternd vor Frost, achtete auf jedes Geräusch und ging jeden Augenblick auf die Straße, um zu sehen, ob der Wagen noch nicht erscheine, der mich zurückbringen sollte.

Wir brachten sie schnell in ihr Bett, und kaum befand sie sich in demselben, als das Fieber ausbrach. Der Arzt, den ich sogleich holen ließ, erkannte alle Zeichen einer Brustentzündung, die um so gefährlicher war, als Marie, wie bereits erwähnt, sehr schwächlicher Constitution war. Von diesem Augenblicke schied von mir das Glück und die Hoffnung, die, wie ich geglaubt hatte, mich nie verlassen würden.

Ich wich den ganzen Tag nicht von dem Bette der Geliebten und beobachtete jeden Augenblick den Ausdruck ihres Blickes, ihrer Stimme und das Schlagen ihrer Adern. Ich befragte mit der ängstlichsten Besorgniß die Männer der Wissenschaft, die ich zu ihrer Hilfe herbeirief. Bisweilen kam es mir vor, als sei ihr Puls ruhiger, ihre Sprache leichter und ich dankte dem Himmel mit Freudenthränen im Auge, aber im nächsten Augenblicke erkannte ich, daß ich mich getäuscht hatte und versank wieder in die finstere Verzweiflung. Wenn ich mich für einige Zeit zur Ruhe begeben mußte, wenn der Schlaf gegen meinen Willen mir die Augenlider zudrückte, setzte ich mich in einen Sessel an ihrem Bette. Mit einem Male wurde ich durch einen Schrei geweckt, der bis ins Innerste meiner Seele drang. Ich hörte von Marien meinen Namen nennen wie in der glücklichen Zeit unserer Liebe. Ich stürzte mich entzückt zu ihr hin, ach und fand sie in Fieberhize. Nein, Niemand hat die wahren menschlichen Schmerzen gekannt, der nicht ein über alles geliebtes Wesen neben sich hinstirben sah, der nicht den unaufhörlichen Wechsel von Schmerz und Freude, Angst und Hoffnung bestand, der nicht den letzten Kämpfen zwischen dem Leben und dem Tode, jener langen Trennung

zwischen Seele und Leib, jenen Zuckungen beigewohnt hat, welche bereits ein Bild der Vernichtung sind!

Ich habe dieses fürchterliche Schauspiel drei Monate lang vor Augen gehabt und weiß es heute noch nicht, wie ich es habe zu ertragen vermocht. Ich habe gebetet, ich habe geweint, ich griff nach allen möglichen Rettungsmitteln, aber weder die Erfahrung der Männer der Kunst, noch die aufopferndste Pflege, noch die Wärme meiner Liebe, noch meine Thränen und mein Gebet vermochten diejenige zu retten, für die ich gern und augenblicklich selbst mein eigenes Leben hingegen hätte.

Eines Abends rief mich Marie, die seit einigen Tagen ruhiger war, an ihr Bett. „Ich habe lange nicht gebetet,“ sagte sie zu mir; „gib mir das Crucifix des guten Alten.“ Ich holte es ihr, sie drückte es auf ihre Lippen, hob ihre armen brechenden Augen nochmals gen Himmel, reichte mir dann die Hand und sagte: „Karl, Du hast mich sehr glücklich gemacht. Ich danke Dir. . . Gott sei mit Dir!“ Dann sank ihr Kopf auf das Kissen zurück und ihre Augen schlossen sich. Ihr Gesicht war da so sanft, so himmlisch heiter, daß man in ihr hätte einen schlafenden Engel sehen können. Sie hatte ihre schöne Seele in einem letzten Gedanken der Liebe ausgehaucht und war nun nicht mehr.“

Bei diesen Worten legte Wander die Hände auf sein Gesicht und ein schwerer Seufzer wand sich aus seiner Brust.

„Muth, Freund,“ sprach der Oberst, indem er zu ihm trat und seine Hände ergriff; „Sie sind ein braver junger Mann und der Himmel, der Ihnen so schwere Leiden auferlegte, wird Mitleiden mit Ihnen haben. Nichten Sie sich auf und lassen Sie sich nicht ganz zu Boden drücken.“

„Genug für heute,“ fuhr Wander fort. „Erlauben Sie mir, daß ich gehe; ich könnte kein Wort weiter mit Ihnen sprechen. Wenn ich morgen stärker bin, werde ich wieder zu Ihnen kommen und Sie sollen erfahren, warum ich hier bin.“

„Braver junger Mann!“ sprach der Oberst zu sich selbst, als er Wander an die Thüre begleitete und sich wieder niedergesetzt hatte. „Wenn er Cäcilien noch lieben kann, wird er sie recht glücklich machen und ich hoffe, daß er über das Schicksal sich dann nicht mehr zu beklagen hat.“

Der gute Oberst schlief bei diesem Gedanken ein und die ganze Nacht sah er im Traume ein schönes Paar, das ihn lieber Onkel nannte, kleine Nichten, die mit seinen Epauletten spielten und kleine Neffen, die in seinem Hause in Mexico mit seinen großen Reiterkieseln und seinem Säbel umhertiefen.

#### A.

### Die Stürme des Schmerzes.

Am andern Morgen begab sich der würdige Piarta, sobald er seinen Kaffee getrunken hatte, zu Wander. Er fand denselben an einem Tische, an dem er in Papieren blätterte und ruhiger als er ihn am vorigen Tage gesehen hatte.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte der junge Offizier, indem er ihm die Hand reichte, „daß ich Sie so lange mit meiner traurigen Geschichte belästigt habe. Der Mensch ist ein eitles Geschöpf. Wenn er auf sein Glück nicht stolz sein kann, so ist er stolz auf seine Leiden; kann er sich mit seiner Bonne nicht brüsten, so macht er sich ein Verdienst aus seinen Thränen und Schmerzen. Ja der Stolz spricht in den Elegien, in denen er sich an Gott oder an die Welt klagend wendet und wir alle glauben, wenn wir in unserer Hoffnung getäuscht, in unserer Liebe verwundet worden sind, noch habe Niemand das empfunden, was wir empfanden. Wir legen die Wunden unseres Herzens allen Blicken dar, aber durch diese Wunden hindurch kann man wie durch die Löcher im Mantel des Diogenes unsere Eitelkeit glänzen sehen. Während wir so das Mitleid als schuldigen Tribut fordern, vergessen wir, daß es um uns her, auf dem Boden, wo wir geboren wurden, in dem Dörfchen, das wir bewohnen, Leiden giebt, die nicht minder schmerzen als die unsrigen, aber unbekannt bleiben. Wenn man auch arm und unbeachtet ist, so fühlt man doch den Verlust eines Vaters, einer Mutter, einer geliebten Gattin nicht minder tief und welcher Mensch, der in der Mitte des Lebens steht, hätte nicht schon einen solchen Verlust erlitten?“

„Junger Freund,“ entgegnete der Oberst, „Ihre Einbildung, erlauben Sie mir diese Bemerkung, hat Ihnen in diesem Augenblicke eine neue Sorge geschaffen, die ich nicht zugeben kann. Ihr Unglück war ein entsehlisches und die Schilderung, die Sie mir davon entwarfen, hat mich lebhaft ergriffen; es liegt durchaus kein Stolz darin, sich lebhaft über den heftigen Schmerz zu beklagen, den man erlitten hat. Das Mitleid, das Sie heute in Anspruch nehmen, verlangt übrigens vielleicht morgen schon ein Anderer von Ihnen, denn es scheint in den Gesetzen unserer Natur zu liegen, daß wir für Andere leiden und Andern um unfertwillen Schmerzen machen müssen. Im ersteren Falle gehorchen wir einem Gefühle, das eine Pflicht sein würde, wenn es nicht eine Krüfung des natürlichen Mitleids wäre; im zweiten erfüllen wir eine Bedingung unserer armen Menschheit. Das Unglück ist übrigens nicht beständiger als das Glück und wer auch schmerzhaft verletzt worden ist, darf doch die Hoffnung nicht aufgeben, ein Heilmittel für seine Wunden zu finden. Fahren Sie also fort in Ihrer Erzählung; ich werde Ihnen meine Gedanken unverhohlen mittheilen, wenn Sie zu Ende gekommen sind.“

„Was ich Ihnen zu erzählen habe,“ begann Wander, „gereicht mir nicht eben zur Ehre. Das Unglück war für mich das, was für Viele das Glück ist, eine Klippe, die ich nicht zu umschiffen vermochte. Da ich die Kraft nicht besaß, die Trauer zu ertragen, die mich niederdrückte, so wollte ich ihr entfliehen; ich gerieth so aus einem Irrthume in den andern und der erste von allen ist der, welcher mich hierher führte; da ich aber so viel Vertrauen zu Ihnen hatte, Ihnen den ersten Theil meiner Geschichte zu erzählen, so werde ich auch den Muth finden, den letzten mitzutheilen.“

Der Oberst setzte sich und Wanda sprach also weiter:  
 „Nach dem Tode Mariens verließ ich die Gegend, welche  
 mir bis dahin so theuer gewesen war, jetzt aber nur noch Schmer-  
 zen in mir wecken konnte. Ich kehrte nach Stockholm zurück  
 und gerieth in einen Kreis ehemaliger Freunde und Bekannter,  
 die, um meinen Schmerz zu verschleichen, mich in ihre geräusch-  
 vollen Gesellschaften zu ziehen suchten. Wie die menschliche  
 Natur wankelmüthig und seltsam ist, so wurde ich, der ich  
 früher so traurig, so schwermüthig gewesen war, der Lustigste  
 und Ausgelassenste in diesem Kreise. Schon am Morgen wollte  
 ich einem lustigen Frühstück beizohnen, den ganzen Tag wollte  
 ich reiten und fahren, Abends dann mich wieder an die Tafel  
 setzen und die Nacht endlich im Spiel verbringen. Ich spielte,  
 ich gewann, ich verlor und achtete nicht darauf; das Geld fiel  
 in meine Hände und entrollte denselben wiederum, ohne daß  
 es mir auch nur ein Mal einfiel, den Werth desselben zu be-  
 rechnen. Ich suchte nur die Aufregung des Spieles.“

(Fortsetzung folgt.)

### Die Insel Taïti.

Taïti ist in der neueren und neuesten Zeit nebst seiner Kö-  
 nigin Pomare sehr häufig genannt worden, weil England und  
 Frankreich wegen dieser kleinen Insel sich beinahe entweit hät-  
 ten. Die Ursache des Streites ist bekannt; wir haben ihn er-  
 wähnt, als wir das Portrait Pritchards, des englischen Consuls  
 auf Taïti, mittheilten.

Wir theilen heute nur etwas über das gegenwärtige Leben  
 auf der Insel mit.

Die Insel Taïti ist im Innern öde und nur an den Küsten  
 bewohnt. Der bewohnbare Strich, oder vielmehr der bewohnte  
 Strich, beschränkt sich auf einen Raum von 3 bis 400 Schrit-  
 ten längs dem Meere hin, ja oft nur auf die Hälfte. Matawai ist  
 einer der Punkte, wo diese Zone weiter reicht, denn der Fluß,  
 der aus den innern Schluchten herausfließt, scheint ein kleines,  
 nach allen Richtungen hin eine halbe Meile im Durchmesser  
 umfassendes angeschwemmtes Thal gebildet zu haben. Könnte  
 man dieses Thal vor den Ueberschwemmungen schützen, so würde  
 man eine überaus fruchtbare Ebene erhalten. — Fast ganz um  
 die Insel herum läuft eine Straße, gewiß etwas Außerordent-  
 liches in einem so armen Lande, aber die Art, wie sie gebaut  
 wurde, ist noch außerordentlicher. Die Sünden der Taïtier,  
 die Galanterien der Taïtierinnen haben diesen Weg geebnet und  
 gebahnt und diese Abzüge gegraben. Sie lachen! Nichts ist  
 ernsthafter. Die Kirchen und Civilstraßen sind hier nutzlos  
 gemacht worden. Man verurtheilt hier weder zu Geldstrafen,  
 noch zu Gefängniß, noch zu den Galeeren, sondern zu einer Art  
 Frohnarbeit. Die Aufgabe steht im Verhältniß zu dem Ver-  
 gehen und wechselt von zwei Klastern bis zu hundert. Der Schul-  
 dige muß die ihm aufgebene Strecke bauen, entweder selbst,



(Die Insel Taïti.)

oder durch seine Freunde oder seine Diener. So fehlt es auch den Armen an Gehilfen nicht. Ein Herr, ein Grundeigentümer läßt seine Dienerschaft, ein junges Mädchen seine Anbeter arbeiten. Nur die Alten und die Häßlichen unter den Frauen, die Unglücklichen unter den Männern müssen die Arbeit selbst thun. Sie sehen, daß die Classenunterschiede auf dem oceanischen Boden sich bald einrichteten. Diese Art, die Vergehen nutzbar zu machen, wäre recht gut gewesen, hätte man sie nicht übertrieben. Um eine größere Anzahl Delinquenten zu erhalten, hatten die Missionaire eine Art Spionirsystem eingeführt, und dies System führte zur Heuchelei und Lüge. Seitdem hat die übermäßige Strenge das Nachlassen erzeugt; man verbirgt sich, um zu sündigen, aber man sündigt mehr. Die Missionäre, die Herren von Taïti, die unbeschränkten Despoten der Gewissen und Handlungen, hätten diese Macht lange erhalten können, wären sie mäßig im Gebrauche derselben gewesen; gegenwärtig ist sie fast ganz verschwunden. —

Pomare II. ist der Clodwig, der Constantin Taïti's; er trat zuerst zum Christenthum über und der Archipel folgte seinem Beispiele. Dieser König war sein ganzes Leben hindurch ein eifriger Neophyt; er widmete sich der Ausbreitung des neuen Cultus nicht bloß als Souverain, sondern auch als Apostel; man verdankt ihm z. B. die erste Uebersetzung des Evangeliums in taïtischer Sprache. Unter ihm war die Religion blühend, aber nicht despotisch; wollten die europäischen Prediger weiter greifen, so hielt er sie zurück. Sie bedauerten ihn deshalb auch nicht eben sehr. Die Gelegenheit der Minderjährigkeit eines jungen Prinzen war zu schön, als daß sie die Missionäre nicht benützt hätten. Pomare III. wurde unter ihre Vormundschaft gestellt und man erzog ihn wie einen Joas, im Schatten der Altäre. Ohne den frühzeitigen Tod, der ihn hinraffte, würde Taïti vielleicht heute noch unter einer Art Theokratie stehen. Als man dem Prinzen einen Nachfolger geben mußte, setzte man die junge Prinzessin Kimata, unter dem Namen Pomare Wahine I., auf den Thron. Kimata war ein junges siebenjähriges Mädchen von lebhaftem Character, eigensinnigem Willen und feurigem Temperamente. Sie soll an ihrem Hofe die noch nicht vergessenen Ausschweifungen der berühmten Idia, der Gemahlin ihres Großvaters Pomare I., erneuern. Im Anfange ihrer Regierung hielt sie noch etwas Maß, nach und nach aber, ermutigt durch das Beispiel ihrer Mutter und Tante, überließ sie sich rückhaltlos ihrem feurigen Temperamente. Es war die Königin, man konnte sie nicht verurtheilen, hundert Ruthen Straße zu bauen. Der Hof ahmte sie nach; er war bigott gewesen unter dem Böglinge der Missionäre, und wurde ausschweifend unter der jungen Messaline, und das Beispiel wirkte auf die untern Classen.